Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 39 (1979-1980)

Heft: 2

Artikel: Cordula

Autor: Mosimann, Walther Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-356599

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Cordula

Walther Paul Mosimann, Chur

«Duli, Duli...!» und gleich hernach noch einmal, aber um etliches schärfer, gellte der Ruf einer hohen Frauenstimme über den Hof. Es klang unwillig, gereizt; fast feindselig wollte es dem Manne scheinen, der in der offenen Tenne an einem schadhaften Traktorgetriebe hantierte. Sein Blick verfinsterte sich, und ganz ungewollt krampften sich seine Finger in verhaltenem Zorn zusammen. Gewiss, er verdankte seiner Frau einiges, und im Grunde seines Herzens war er stolz auf ihre vorbildliche Tüchtigkeit, um die ihn viele Dörfler beneideten. Er liebte sie auch, aber diese kreischende, sich überschlagende Stimme drang ihm jedesmal durch Mark und Bein; etwas Dämonisches schwang darin mit, das ihn unwillkürlich frieren machte. Es war, als ob feuchtkalte Nebel durch das Haus zögen.

Der Ruf hatte dem braunzopfigen Mädchen gegolten, das mitten im Hühnerhof stand und sich damit vergnügte, die Hennen hochzuscheuchen, denen es eben das Futter gestreut hatte. Ein sinnloses Tun, ohne Zweifel, unverständlich genug jedenfalls, um einem häuslichen Menschen wie seiner Frau das Blut in den Kopf zu jagen. Aber man musste Duli kennen...

In düstere Gedanken versunken trat der Bauer auf den gepflästerten Platz hinaus, der im Winkel zwischen Scheune und Wohnhaus lag. Ja, Duli war und blieb ein Sorgenkind, und das Geschrei seiner Frau vermochte daran nicht ein Jota zu ändern. Im Gegenteil: das aufreizende Gezeter wendete in zunehmendem Masse alles zum Schlechten. Wie sollte er aber Elisabeth davon überzeugen, dass sie von dem Mädchen nicht dieselben Leistungen verlangen durfte, zu denen gleichaltrige Kameradinnen fähig waren? Ein magerer Boden lohne doch jahrelange Pflege auch; seine Erträge unterschieden sich schliesslich kaum mehr von andern. So lautete der immer wieder mit festem Nachdruck erhobene Einwand. Also!

Nein, leicht war es nicht. Tüchtigkeit macht blind gegen das Unvermögen des Schwachen. Elisabeth stand die Mehrung des Besitzes, wofür sie alle ihre Kräfte Tag um Tag einsetzte, allzu nahe, als dass sie das notwendige einfühlende Verständnis für die unberechenbaren Gedankensprünge der Vierzehnjährigen, die in manchem ein Kind geblieben war, aufzubringen in der Lage war.

Arme Cordula! Früher waren ihre Tage heller und unbeschwerter gewesen. Damals, als ihnen der Arzt eröffnet hatte, dass sie wohl kaum auf eigene Kinder würden rechnen können, und ihnen das elternlose Geschöpfchen zugesprochen worden war, hatte ihm die Sonne warmer, fürsorgender Zuneigung gelacht. Selbst als nach dem Schuleintritt offenbar geworden war, dass in dem Köpfchen nicht viel mehr steckte, als ein sehr ausgeprägt instinktives Verlangen, einfach da zu sein, sich treiben zu las-

sen wie ein Ball im Wind und die Tage ziellos zu verläppern, hatte Elisabeth oft beide Augen zugedrückt und das Kind in seiner lächelnden Einfalt gewähren lassen.

Dann aber war das unverhoffte Wunder geschehen. Ein Sohn war ihnen geschenkt worden: Tobias, ein gesunder, kräftiger, und wie sich bald einmal herausstellte, auch geistig regsamer Junge, der in allen Belangen seiner Mutter ähnelte. Elisabeth behütete und umsorgte ihn wie ein kostbares Juwel, etwas Einmaliges, einen unersetzlichen Besitz. Tag um Tag wurde sie sich dabei stärker bewusst, dass Cordula daneben nicht viel mehr denn als wertloser Kiesel gelten konnte. Wie eine Lichtpflanze, die in ein Schattenbeet verpflanzt wird, begann das Mädchen kläglich dahinzuserbeln. In sich gekehrt, verschlossen wie eine Blume, die sich in aufklarend kalter Maiennacht vor tödlichem Frost verschliesst, suchte es durch Schweigen oder polternden Trotz zu gewinnen, was das Lächeln nicht mehr vermochte. Arme Cordula! Ihr Schrei nach der verlorenen Liebe traf auf taube Ohren. Am meisten jedoch sorgte sich der Bauer um die Zukunft des Mädchens. Die Jahre kamen und gingen rasch. In nicht mehr ferner Zeit würde es sein Leben selber meistern müssen. Wie aber sollte eine Frucht wachsen und Ernte tragen, die niemand auszusäen verstand?

Am Abend, als die beiden Leute wie jeden Tag in der Stube beisammen sassen, Werner in das Studium von Fachkatalogen vertieft, Elisabeth mit einer Flickarbeit beschäftigt, flackerte, einem vom Winde angefachten Feuer gleich, das sattsam bekannte Gespräch wieder auf. Es entwickelte sich zu einer jener unerquicklichen Auseinandersetzungen, die so oft in letzter Zeit die häusliche Gemeinsamkeit vergiftet hatten. Mit einer leichthin eingestreuten, aber doch vorbedachten Bemerkung der Frau begann es. Duli könnte nun wirklich allmählich etwas besser Sorge tragen zu ihren Siebensachen, meinte sie, am Alter fehle es doch wohl kaum. Aber am Willen, am Sinn für das Wesentliche; überhaupt müsse man sich zuweilen fragen, wozu solche Geschöpfe, die dem lieben Gott die Tage wegstehlen, eigentlich nütze seien. Der Bauer bemühte sich ernsthaft, mit begütigenden Worten den Unmut seiner Frau zu besänftigen, ermahnte zu Geduld und liess Beispiele sprechen; allein er kam nicht gut an. Stellte sich nicht sogar der vierjährige Tobias oft geschickter an als die um zehn ältere Cordula, die ganz einfach planlos in den Tag hineinlebte und auf sämtliche Vorhaltungen mit dem immer gleichen stumpfen Gesichtsausdruck antwortete?

Die Tage und Wochen zogen ins Land; aber sie änderten Cordula nicht. Wohl wuchs sie zu einem ebenmässigen, kraftstrotzenden Mädchen heran und glich darin ihrer verschollenen fremdländischen Mutter, doch der Verstand kümmerte dahin wie ein kranker Keimling. Wieviel frischer und anstelliger nahm sich daneben der kleine Tobias aus, dessen hellen Augen nichts verborgen blieb! Und noch immer zeigte sich keine Gelegenheit, das Mädchen, für das sich im Haus allmählich kaum mehr eine sinnvolle Beschäftigung finden liess, irgendwo zweckmässig unterzubringen.

Der Sommer neigte sich bereits dem Ende zu. Ein übermässig heisser, schwüler Tag, wie sie bereits die Ausnahme bildeten, klang in einen düsteren Abend aus. Bleigrau türmten sich über den waldigen Kuppen jenseits des Tales die Wolken. Da, wie aus dem Nichts hervorgezaubert, brauste mit einem Mal ein heftiger Südwestwind auf, der im Nu in Sturm überging. Grollend wider-

hallte der Donner von den Felshängen des Wassergrabens. Wer hätte auch zu solcher Zeit mit einem so schweren Wetter gerechnet? Werner war mit der Milch ins Dorf gefahren und hatte noch eine Verabredung mit dem Gemeindepräsidenten. Elisabeth war eben dabei, Tobias zu Bett zu bringen, als sie mit Schrecken bemerkte, dass Cordula vergessen hatte, die Wäsche hereinzunehmen. Noch stand der halb gefüllte Korb im Baumgarten, und mit den restlichen Stücken trieb der Sturm sein wüstes Spiel.

Nun hatte sie genug. Ein Gewitter, das an Heftigkeit dem draussen tobenden kaum nachstand, entlud sich über das Mädchen.

«Lange genug hast du deine Füsse sorglos unter unsern Tisch gestreckt», schloss sie ihren Zornausbruch, «ich bin es satt, mich ewig mit deinem stumpfsinnigen Unverstand herumzuschlagen.» Damit warf sie die Tür ins Schloss und stürzte in den Platzregen hinaus, um zu retten, was noch zu retten war.

Cordula fand keine Musse, sich die erregten Worte der Frau zurechtzulegen. Noch ehe sie ihren Sinn geordnet hatte, wurde sie vom grellen Lichtstrahl eines Blitzes geblendet. Das Haus erbebte unter einem fürchterlichen Schlag, der ihr für geraume Zeit den Atem raubte, und bevor sie sich voll bewusst geworden, was sich begeben hatte, stand das Haus in Flammen. In panischem Schrecken stürzte sie ins Freie, wo sie auf die völlig verstörte Pflegemutter stiess, die mit leerem Blick in die alles verschlingenden Flammen starrte. Erst der Schrei, der aus der obern Kammer drang und das Prasseln des Feuers schauerlich übertönte, löste den lähmenden Bann. Cordula blickte in das schreckverzerrte Antlitz der Frau und verstand. Ja, sie verstand. Angst war das, Angst... Pfeilschnell stürzte sie sich in die Feuerhölle, tastete sich durch das raucherfüllte Treppenhaus und die brennende Stiege empor. Tobias! Tobias musste gerettet werden!

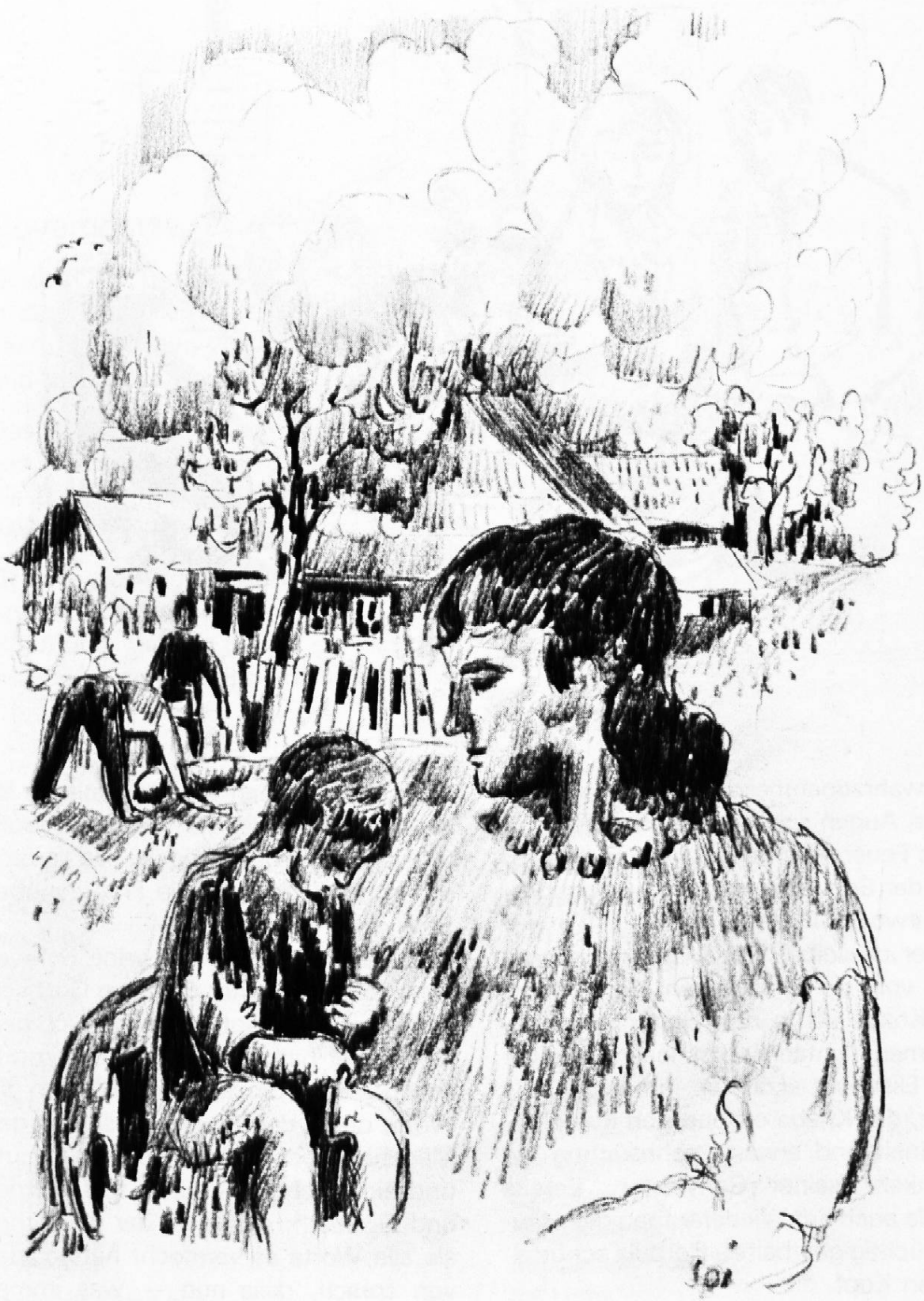
Entgeistert starrten die Leute, die mittlerweile von den nahen Höfen herbeigeeilt waren, auf das Flammenmeer. Wahnsinn war es, sich da hineinzuwagen, unmöglich, dem grässlichen Feuertode zu entrinnen. Man musste von Glück reden, dass es gelungen war, die Tiere zu retten.

Da! Ein Aufschrei! Aus dem brodelnden Qualm, der sich durch Fenster und Türen wälzte, stolperte eine lebende Fackel ins Freie, bäumte sich auf, fiel hin und blieb regungslos liegen. Ein paar beherzte Männer und Frauen stürzten herbei und löschten die brennenden Kleider. Dann trugen sie die Bewusstlose und den leise vor sich hin wimmernden Knaben aus dem Gefahrenkreis.

Überwältigt vom heissen Gefühl der Dankbarkeit über die wunderbare Wendung, die das Unglück genommen hatte, kniete die Mutter neben ihrem geliebten Tobias. Sie vermochte es kaum zu fassen: er lebte. Es schien ihr nicht anders, als dass er ihr heute zum zweiten Male geschenkt worden wäre. Und ausgerechnet Cordula hatte ihn aus dieser Hölle herausgeholt, Cordula...

Der Herbst hatte längst seinen Einzug gehalten. Einmal mehr sassen Werner und Elisabeth am Krankenbett des Mädchens. Während der Knabe sich ziemlich rasch wieder erholt hatte, wollte es mit Cordulas Genesung nicht vorwärts gehen. Die schweren Verbrennungen und die Rauchvergiftung hatten dem jungen Körper so arg zugesetzt, dass es mehrmals geschienen hatte, das zuckende Lebenslicht wolle vollends verlöschen.

Hin und wieder erwachte das Mädchen aus langem Schlafe. Es schien nieman-



den wahrzunehmen. Mit weit aufgerissenen Augen schaute es ins Leere.
«Das Feuer, das Feuer ...», keuchte es, und der Schweiss trat ihm aus den Poren, «wo ist Tobias?»
Immer dasselbe! Das Mädchen konnte sich von der grässlichen Vorstellung, der Knabe sei in den Flammen umgekommen, einfach nicht lösen. Werner und Elisabeth erzählten ihm stets aufs neue, der Knabe erfreue sich guter Gesundheit und erwarte sehnsüchtig die Rückkehr seiner Schwester. Bereits werde auch am Wiederaufbau des Hauses tüchtig gearbeitet. Cordula schüttelte den Kopf.
«Ich bin nicht Tobias' Schwester, nein, und wenn ich dann in der Fremde bin ...» Hier brach sie unvermittelt ab und schloss wieder die Augen, als wollte sie ein widerwärtiges Bild auslöschen. Zärtlich strich die Frau ihr über Stirn und Haare.
«Erst recht wirst du nun seine Schwester sein, mein Kind; der liebe Gott selber hat es so gefügt, indem er euch beide errettet hat.» Ruhig und bestimmt, schön wie ein Glockenspiel, klangen die Worte durch den Raum. Da schlug das Mädchen noch einmal die Augen auf, und ein leuchtender Blick traf Werner und Elisabeth, ein Blick, der deutlicher als alle Worte es vermocht hätten, davon sprach, dass nun — was immer kommen mochte — alles gut werden musste.